



Gemeinschaften mit Sinn

Rita Bertolini und Frank Mätzler haben ein Jahr lang Genossenschaften und Allmeinden in Vorarlberg besucht und Interviews geführt. Bildhaft erzählen sie in Buch und Film von der Kraft des gemeinsamen Tuns.

Text: Andrea Karner
Fotos: Rita Bertolini, Frastanzer Brauerei reg.Gen.m.b.H.



Armin Salzgeber zeigt die gedrechselten Beine des fertigen Holzstuhls.



Die Winter im Tal sind hart, der Schnee reicht meist an die Hausdächer, und so verwundert es nicht, wenn die Tischler Armin und Dietmar Salzgeber neben ihrer Brotarbeit an den langen Winterabenden oft und gerne ihrer Lieblingsbeschäftigung nachgehen, der Fertigung von Möbeln.

In ihrer Reportage über eine Tischlerei in Wald am Arlberg, die Hölzer für ihre Einlegearbeiten von der Tischler Rohstoffgenossenschaft in Hohenems bezieht, erzählt Rita Bertolini die Geschichte zweier Menschen, die im Montafon eine alte Handwerkskunst pflegen. Das Wissen, wie man Palisander, Vogelaugenahorn, Wenige, Esche, Kirsche, Nussbaum und viele andere Hölzer für wertvolle Intarsien verwendet, hat der Vater an den Sohn weitergegeben. Vor allem das Zusammenspiel von Farbe und Maserung spielt bei dieser Technik eine große Rolle.

Natürlich könnte der kleine Handwerksbetrieb die begehrten Holzarten und Furniere auch bei anderen Lieferanten bestellen. Ins abgelegene Tal liefern viele von ihnen nicht und wenn doch, dann muss Dietmar, der Sohn, beim Entladen helfen und fehlt in der Werkstatt. Die Fahrer der Tischlergenossen-

schaft kommen auch bei schlechtem Wetter bis ins entlegenste Tal und bringen auch kleinere Mengen direkt zum Betrieb. Bei der Entladung benötigen sie keine Hilfe von Mitarbeitern der Kleinbetriebe. Allein damit habe sich die Mitgliedschaft schon mehrfach gelohnt, wie die Salzgebers im Interview betonen.

Die Holzbeschaffung und die kapitalintensive Lagerhaltung waren 1939

„Die Mitgliedschaft in der Genossenschaft hat sich schon mehrfach gelohnt.“

auch Gründungsmotive für die Tischler Rohstoff. Bekam ein Tischler damals überhaupt einen Auftrag, begann sogleich auch die Sorge um die Rohwarenbeschaffung. Händler gab es im Land nicht, und wenn ein Zulieferer ausfindig gemacht werden konnte, waren die Preise hoch. Unter Federführung Hubert Zumtobels gründeten Tischler aus ganz Vorarlberg in Dornbirn die Genossenschaft.

Im Bregenzerwald spielte die Gemeinde Egg als Gewerbezentrum eine

Vorreiterrolle bei der Gründung von gewerblichen Genossenschaften, die mit der Gewerbenovelle von 1884 angestoßen wurde. In Gewerbenossenschaften sollten die Handwerker eines Ortes zusammengefasst werden, wie zum Beispiel bei der Gründung in Egg im Jänner des darauf folgenden Jahres. Zu ihrem Obmann wählten die Genossen Kaspar Ignaz Troy.

Um eine bessere Vertretung ihrer Interessen zu erreichen, drängten einzelne Gewerbe auf die Gründung von Fachgenossenschaften, wie im Jahr 1906 die Sattler und Tapezierer von Egg oder die Tischler der Gemeinde.

Von fairen Preisen und kurzen Wegen profitierten auch die Mitglieder der Brauerei Frastanz, die auf Initiative des Sonnenwirts Martin Reich 1902 gegründet wurde. Mit der Braugenossenschaft lösten 35 Gastwirte das Problem eigener unprofitabler Hausbrauereien. Bis heute wird in dem mittlerweile denkmalgeschützten Sudhaus Bier auf traditionelle Art gebraut. Verglichen mit dem Ausstoß der global agierenden Braukonzerne ist es eine verschwindend geringe Menge - trotzdem genug, um die Verbraucher mit Bier von höchster Qualität zu beliefern.

„Mit der Brauereigenossenschaft lösten Gastwirte das Problem eigener unprofitabler Hausbrauereien.“

Mehr als zwei Kilo Malz geben die Frastanzer ihrem Gerstensaft pro zehn Liter zu. Das ist das Doppelte von industriell hergestelltem Bier. Die aufwändige Ofengärung, bei der unerwünschte Geschmacksstoffe täglich abgeschöpft werden, als auch die Kaltabfüllung sind Verfahren, die auf dem von wenigen Großbrauereien beherrschten Weltbiermarkt eigentlich nicht besonders rentabel sind.

Jeder Dritte Liter Bier wird heute an der Rampe verkauft. Das zeigt die enge Bindung der Brauerei zu den Letztverbrauchern.

Wie Genossenschaften in kleinen Strukturen große Wirkung entfalten, zeigt die Talente-Genossenschaft Allmenda in Dornbirn. Das „Talent“ ist eine alternative Währung, die auf der Vereinbarung einer Gemeinschaft beruht, zusätzlich zur Landeswährung lokal auch eigene Tauschmittel zu akzeptieren.

Die Langeneggerin Petra Raid arbeitet zum Beispiel in ihrer Werkstatt mit Ton. Sie genießt es, wenn das Material, mit dem sie arbeitet, auf jede Bewegung reagiert. Vor etwa 20 Jahren begann sich die Lehrerin für die Raku-Technik zu interessieren, die aus Japan stammt. Raku heißt im Deutschen Freude. Diese spezielle Brenntechnik hat ein Dachziegelmacher unter der Leitung Sen no Rikyus entwickelt, der im 16. Jahrhundert in Kyoto Teezeremonienmeister war. Die Gefäße aus der groben Raku-Masse, die Bims, Sand oder Schamotte enthält, werden im offenen Feuer gebrannt und anschließend rotglühend in einem Behälter mit Laub, Stroh oder Heu zum Abkühlen luftdicht eingebettet. Die Stängel und Blätter verewigen sich dann oft in der noch weichen Glasur, was jedes Stück einzigartig macht.

Der Künstlerin ist es ein Anliegen, dass die dörflichen Strukturen erhalten bleiben. Für sie war es daher naheliegend, die Talente auch in ihrer Werkstatt anzunehmen, die sie dann zum Beispiel im Dorfladen ausgeben kann. Durch die alternative Währung blieb unter anderem die Nahversorgung in Langenegg erhalten.

Neben vielen anderen Beispiele, wie der Bergkäserei Schoppenau, dem Biomasse-Heizhaus Eichenberg Dorf oder der Netzwerkgenossenschaft „witus“, die rund 140 Unternehmen aus dem Bereich Tourismus, Handel, Handwerk und Landwirtschaft vereint, die aus den Ortschaften Bezau, Bizau, Mellau, Reuthe und Schnepfau stammen, widmet Rita Bertolini ihr Buch Genossenschaften mit und in der Natur.

Für Hildegard Breiner, Obfrau des Vorarlberger und Vizepräsidentin des Österreichischen Naturschutzbundes ist die „Allmein“ beziehungsweise „Allmende“, die Gemeindegeweide der Inbegriff „für generationentaugliches Wirtschaften örtlicher Gemeinschaften mit und in der Natur“. Sie sei das Vorzeigebild dafür, dass das generationentaugliche Wirtschaften auch bei uns funktionieren kann.

Die Allmeinde hat dem Buch seinen Titel gegeben. Die Vorarlberger bezeichnen damit jene Weide, die alle Bauern gemeinsam nutzen dürfen. Der Zugang ist den Mitgliedern der Gemeinde nach bestimmten Regeln vorbehalten.

Als im 14. Jahrhundert die grundherrschaflich gesteuerten Siedlungsvorgänge zu Ende gingen, gewannen die bäuerlichen Genossenschaften die Oberhand. Die überlieferten Gewohnheitsrechte der Allmein-Nutzung wurden zum Beispiel 1817 bei der Allmeinteilung des Kirchspiels Bludenz-Lorüns-Stallehr schriftlich definiert, wie in

der Satzung über die Nutzung von Alpen, Weiden und Wiesen zu lesen ist.

Während der vielen Jahrhunderte ihres Bestehens war die Allmein in Außerbranz stets ein klassisches Gemeingut, für dessen Nutzung die Weidenberechtigten Regeln aufstellten, um Frevler zu verhindern und die Nachhaltigkeit zu garantieren: „Kein Nutzungsberechtigter darf auf dem Gemeindegut einen größeren Nutzen ziehen, als zur

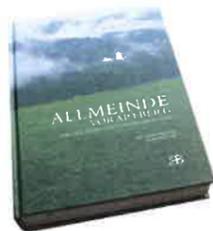
Martin Reich, Gründungsobmann



Im Sudhaus der Brauerei Frastanz

Allmeinde Vorarlberg

Rita Bertolini,
Herausgeber
416 Seiten,
Bertolini Verlag,
Bregenz, September 2012
info@bertolini-ldt.com



Passend zum Buch gibt es auch einen 45-minütigen Film, den Frank Mätzler gestaltet hat. Er liegt der Publikation bei. „Eigentlich war zuerst der Film geplant“, sagt die Autorin und Buchdesignerin Rita Bertolini bei der Buch- und Filmpräsentation am 19. Oktober im Interview mit den Vorarlberger Nachrichten. „Und dann kam – weil wir ja verheiratet sind und uns jeden Tag treffen – die Idee, uns gemeinsam auf den Weg zu machen.“

„Obwohl sich manche Themen decken, ist es kein Buch zum Film und auch nicht umgekehrt“, erläutert Frank Mätzler. „Es sind zwei eigenständige Werke in zwei künstlerischen Ebenen.“ Dem ausgebildeten Industriedesigner, der seit vielen Jahren in der Werbebranche arbeitet, war es ein Anliegen, den Begriff „Genossenschaft“ zu entstauben: „Verstaubt deshalb, weil sie spätestens seit Reagan und Thatcher so ziemlich das Uncoolste auf der Welt waren. Nach Ansicht des Filmemachers besinne man sich spätestens seit dem Jahr 2000 und den aufkeimenden Krisen auf einmal wieder der genossenschaftlichen Werte. „Generell kann man sagen, dass Genossenschaften immer dann auf den Plan gerufen werden, wenn die Not so drastisch ist, dass man sich nur noch selber helfen kann.“

Buch und Film entstanden nach einer Idee der Vorarlberger Raiffeisenbanken. www.raiba.at
Die Kulturabteilung des Landes Vorarlberg hat das Projekt subventioniert.
www.allmeindevorarlberg.at



Der Obmann der Allmeind Außerbraz Bludenz, mit einer Stute auf der Allmeind.

Deckung seines Haus- und Gutsbedarfes notwendig ist“, steht in der Satzung geschrieben. Grundlage für die heutige Satzung bildet die erste Allmeindordnung von 1912. Das Eigentum hält die Stadt Bludenz, und die Allmeindgemeinschaft regelt sämtliche Nutzungsbedingungen bis ins Detail, von den Weideterminen bis zur Stückzahl des aufzuziehenden Viehs.

Als im Jahr 2001 und dem darauffolgenden ein Teil der Außerbrazer Allmeind abgetrennt und als Golfplatz genutzt werden sollte, wurde das zu einer gemeinschaftlichen Herausforderung für die Inhaber der bestehenden Weidrechte, den 23 Bauernfamilien, deren Vorfahren das Regelsystem zur Bewirtschaftung und Nutzung seit Jahrhunderten selbst bestimmt haben. Wie der Obmann der Allmeind, Martin Kurze mann, erzählt, kämpften alle Landwirte gemeinsam gegen den Verkauf einer Teilfläche durch die Gemeinde und für den Fortbestand der geltenden Rechte und: Die Allmeind blieb dem Vieh.

Dem Gedanken des Allgemeingutes, aus dem sich die Bezeichnung „Allmeind“ ableitet, kam in der vorindustriellen Subsistenzwirtschaft eine überlebenswichtige Bedeutung zu, wie der Historiker Meinrad Pichler meint: „Denn die allgemeine Weide garantierte auch einer Familie, die durch Unglück, Misswirtschaft oder durch zu viele Mitglieder im Verhältnis zur Hofgröße in Not geraten war, eine Art Grundsicherung für einen bestimmten Viehbestand.“

Die Kapitalisierung von Grund und Boden im Zuge der Industrialisierung mit der dazu passenden Modellannahme, der gemeinschaftliche Besitz lähme die Eigeninitiative und sei ständig der Gefahr der Übernutzung oder Vernachlässigung ausgesetzt, torpedierte die Idee der Allmeind. „In nahezu allen Vorarlberger Gemeinden kam es nach mehr oder weniger heftigen Auseinandersetzungen innerhalb der Dorfgemeinschaften zur Aufteilung der Allmenden unter den Berechtigten“, berichtet Meinrad Pichler. Von der Privatisierung betroffen seien hauptsächlich Wiesen gewesen, die Wälder in den meisten Gemeinden hingegen im gemeinsamen Besitz geblieben. „Die Auflösung der Allmeind führte in etlichen Ortschaften zu bleibenden Rissen innerhalb des dörflichen Sozialgefüges“, erklärt der Historiker. Gegner und Befürworter der Allmeindeteilung seien einander jahrzehntlang feindlich gegenüber gestanden. „Die spätere Bildung politischer Lager (Konservative und Liberale) verlief in manchen Kommunen entlang dieses Teilungsgrabens.“

Für Meinrad Pichler ist der Geist der Allmeind mit einem ungehemmt kapitalistischen Profitstreben nicht zu vereinbaren. „Diese beiden konträren Blicke auf unsere Lebensgrundlagen und die jeweils unterschiedliche Haltung zur Verantwortlichkeit fürs Gemeinwohl bilden die entscheidende weltanschauliche und moralische Trennlinie unserer Tage.“ ■

cooperativ: Herr Dr. Ortner, warum geht so ein starker Impuls gerade von Vorarlberg aus?

Ortner: Wie so oft im Leben, hängt es an den Personen, die für ein Thema ein gewisses Faible entwickeln. Wir waren 2008, wie alle Banken, von der Finanzkrise betroffen und haben uns gedacht, dass wir einen Weg finden müssen, wie wir das schlechte Image loswerden, das alle Banken seither haben. Es galt das Motto: Die Banken haben die Finanzkrise verursacht. Und da ist uns sehr bewusst geworden, wie weit wir uns als Bank von dem genossenschaftlichen Gedanken weg entwickelt haben. Im Internationalen Jahr der Genossenschaften 2012 nutzten wir die Chance, das Thema Genossenschaft ganz besonders in den Vordergrund zu rücken.

Könnte man sagen, Sie haben aus einer schwierigen Situation heraus eine Differenzierungsstrategie gesucht und sind auf ihre genossenschaftlichen Wurzeln gestoßen?

Ja, das könnte man so sehen. Wir haben uns in den letzten 30 Jahren mehr als Bank positioniert und nicht so sehr als Genossenschaft. Wir haben vergessen, was das „Mehr“ unserer Bank eigentlich ist, das wir im genossenschaftlichen Förderauftrag drinnen haben. Unsere Überlegung war: Wir müssen uns gezielt von den typischen Aktienbanken unterscheiden, insbesondere den Investmentbanken und Großbanken.

Sie haben für diese Imagekampagne eine Menge Geld in die Hand genommen. Das Thema ist sperrig. Wie sind Sie damit umgegangen?

Wir wollten einen Film mit tollen Bildern, modernen Beispielen und aktuellen Fragestellungen. Wir haben Frank Mätzler beauftragt, einen Film zu machen, der die Kraft, die hinter der Genossenschaftsidee steht, zeigt. Bunte, kräftige Bilder, nicht nur die Geschichte von Friedrich Wilhelm Raiffeisen und Hermann Schulze-Delitzsch in schwarz-weiß. Jeder sollte den Film verstehen, auch meine Kinder. Einfach gesagt, der Film sollte beim Publikum „wow“ machen.

Nach einer Studie der Universität Marburg 2012 können weniger als die Hälfte der 14- bis 19-jährigen deutschen Jugendlichen mit dem Begriff Genossenschaft etwas anfangen. Was würden Sie dagegen tun?

Ich wünsche mir, dass Film und Buch als Lehrmaterial in den Schulen eingesetzt werden. Es sollte in Zukunft keinen Schüler in Vorarlberg geben, der nicht zumindest einmal etwas von Genossenschaften gehört hat.

Seit Ihrer Promotion an der Universität Salzburg 1994 waren Sie in verschiedenen Genossenschaftsbanken in Österreich und Deutschland tätig. Als Jurist unterrichten Sie gemeinsam mit Ihrem Kollegen Jürgen Kessler an der Fachhochschule in Vorarl-

Wer steckt dahinter?

Andrea Karner hat mit Johannes Ortner gesprochen, einem der Auftraggeber der Raiffeisenlandesbank Vorarlberg.



Dr. Johannes Ortner

stv. Vorstandsvorsitzender der Raiffeisenlandesbank Vorarlberg

Jahrgang: 1966
verheiratet, 3 Söhne

Hobbies: Handwerken, Musik, Segeln
1986 Studium der Rechtswissenschaften und Betriebswirtschaftslehre an der Uni Salzburg, Linz und Oxford/Ohio.

1994 Promotion zum Doktor juris
1995 Assistent des Vorstandes der Volksbank Salzburg

1996 Firmenkundentraineeprogramm bei der DG Bank AG, Frankfurt und ab **2000** Großkundenbetreuung und Leitung Firmenkundenbetreuung Rheinland-Pfalz/Saarland

2002 Leitung VR Mittelstand Ostbayern der DZ Bank AG, München

2005 Mitglied des Vorstandes der Raiffeisenlandesbank Vorarlberg

berg Genossenschaftswesen. Wie kommt es bei Studenten an, wenn Sie über Genossenschaften sprechen?

Wir haben in unserer Vorlesung sechs Stunden Zeit, Studenten für Genossenschaften zu interessieren. Neben dem rechtlichen Teil sind uns die gesellschaftspolitischen Aspekte von Genossenschaften wichtig. Wir bringen da immer aktuelle Beispiele, die zeigen, welche Kraft hinter dem Gedanken der

Selbsthilfe steckt. Bei den Studenten ernten wir dafür eine gewaltige Resonanz und das motiviert uns wiederum, das Thema weiter voranzubringen. Natürlich setzen wir jetzt auch den Film ein, um das verstaubte Image wegzubekommen.

Apropos Image: Sie spielen im Film und im Buch mit den Begriffen Kooperation, Commons, Allmeinden. Vermeiden Sie den Begriff Genossenschaft bewusst?

Da Genossenschaft vielfach falsch und verstaubt wahrgenommen wird, haben wir uns ganz bewusst auf andere Begrifflichkeiten, die das „Zusammenarbeiten“ beinhalten, konzentriert. Das Thema kooperieren, sich gemeinsam auf den Weg machen, Verbündete suchen, wieder etwas bewegen, das kann natürlich in der Rechtsform der Genossenschaft geschehen, es kann aber rechtlich auch anders organisiert werden, wie zum Beispiel im Verein. Wir werden die großen gesellschaftspolitischen Themen in Zukunft nicht meistern können, ohne Eigeninitiative, ohne Selbstverantwortung. Staat bitte mach'. Die Zeiten sind vorbei, Staats- und Gemeindekassen leer. Wir müssen unser Schicksal wieder selbst in die Hand nehmen. Ich denke da an die Themen Nahversorgung, Pflege, Energie. Ich glaube, es ist wichtig, dass wir auf diesen Zug frühzeitig aufspringen.

Wir leben aber heute in einer „Geiz ist geil“-Gesellschaft, in der das „Ich“ im Mittelpunkt steht. Junge Leute treffen einander auf Facebook, Twitter, jeder zeigt,

was er kann, was er hat. Wo bleibt die Gemeinsamkeit?

Ich sehe den Widerspruch nicht. Ich glaube, dass gerade die Jugend in den neuen Medien sogar gesellschaftlich verarmt. Es wird der Wunsch wieder stärker, sich zusammen zu setzen, gemeinsam etwas zu unternehmen, was in Vereinen ja oft stattfindet.

Das ehrenamtliche Engagement wird eher weniger, obwohl zum Beispiel die Volksbefragung zur Heeresreform wieder in eine ganz andere Richtung weist.

Jetzt kommen wir wieder zurück zu Ihrer Eingangsfrage: Warum gerade Vorarlberg? In kleinen, überschaubaren Strukturen keimt vielleicht so ein Gedanke schneller, als in einer großen, anonymen Stadt wie Wien, oder in einem größeren Bundesland. Die Verflechtungen sind im Ländle viel enger. Wie kann eine Gemeinde in einem sehr abgelegenen Tal ihre Nahversorgung sichern? Was, wenn der letzte Wirt zusperrt? Die Menschen keine gemeinsame Stube mehr haben, wo sie an einem Tisch sitzen, reden können? Das Thema eignet sich wunderbar für Bürgerbeteiligungsgenossenschaften. Nehmen Sie das Thema Energie. Jeder muss bei sich selber anfangen, um die Energiewende einzuleiten. Genossenschaften bilden dafür eine ideale Plattform.

Dagegen wehren sich aber die traditionellen Energieversorger, die jetzt schon jammern. Sie fürchten bei abnehmenden Kapazitäten um ihre Renditen.

Die Alternativwährung ist seit 2008 in Vorarlberg im Umlauf.



„Es sollte in Zukunft keinen Schüler in Vorarlberg geben, der nicht zumindest einmal etwas von Genossenschaften gehört hat.“

Die Energiepreise werden trotzdem steigen. Ich darf nicht darauf warten, bis die Frau Ministerin einen einheitlichen Standard vorgibt. Ich muss in meinem Umfeld beginnen, wenn mich das Thema interessiert und die Gelegenheit beim Schopf packen.

Das Thema einheitliche Standards führt uns zu Genossenschaftsbanken. Wo bleibt die genossenschaftliche Struktur, wenn ich zum Beispiel an Basel III denke?

Bank und Genossenschaft sind ein eigenes Kapitel. Die genossenschaftliche Ausrichtung und die aufsichtsrechtlichen Vorschriften sind schon fast nicht mehr unter einen Hut zu bringen. Es bleibt kaum Spielraum, die Genossenschaftsidee als Bank zu verwirklichen. Wenn ich heute eine Bank gründen will, brauche ich ein Grundkapital von 5 Millionen Euro und muss mich dem BWG voll unterordnen. Man könnte auch sagen, Aufsicht sticht Fördergedanke. Es ist für uns eine große Herausforderung, den Geschäftsanteil und überhaupt die Mitgliedschaft wieder in die richtige Richtung zu lenken. Wir wollen, dass unsere Mitglieder wieder das Gefühl dafür bekommen und sagen: Das ist meine Bank. Die ist für mich da. Hier bekomme ich auch einen Vorteil. Es sollte auch das Gefühl da sein: Ich kann mitbestimmen. Ich kann Einfluss nehmen. Ich habe vielleicht auch sonst Vorteile, die ich aus dieser Bankverbindung herausziehe. Eine Milchgenossenschaft oder eine Sennerei tut sich da wesentlich leichter. Da steht klar die gemeinsame Vermarktung von Produkten im Vordergrund.

Haben Sie differenzierte Preise für Mitglieder und Nicht-Mitglieder? Unterschieden Sie zum Beispiel bei Kreditkonditionen?

Direkt im Geschäft nicht, aber indirekt über ein Punktesystem, welches dem Mitglied Geldwertevorteile bringt. Ganz allgemein gesprochen unterscheidet sich allerdings eine Genossenschaft von einer Aktienbank darin, dass sie sich mit einer geringeren Eigenkapitalrendite von etwa nur 8 Prozent zufrieden geben kann, während Aktienbanken hier 25 Prozent ansetzen. Das bringt schon einen ganz anderen Zugang zu Kunden im Vertrieb, aber natürlich auch, wenn es einmal ums Risiko geht. Ich glaube, dass wir den „vertrauenserweckenderen“ Zugang zu den Kunden gewählt haben und dadurch einen nicht in Geld messbaren Vorteil dem Kunden zurückgeben. Es gilt nun auch, zusätzliche Vorteile unseren 85.000 Mitgliedern im Umgang mit ihrer Bank noch transparenter zu machen.

Zurück zu Ihrer Imagekampagne: Was verspricht sich die Raiffeisenlandesbank Vorarlberg von genossenschaftlichen Neugründungen?

Das kann ich ganz einfach auf den Punkt bringen. Ich glaube, wenn wir es mit unseren dezentralen Strukturen nicht schaffen, diesen Gedanken der Nahversorgung zu transportieren, wird unser Geschäftsmodell stark unter Druck kommen. Wir wollen erfolgreiche, strukturstarke Regionen bewahren, wo junge Leute sich wieder ansiedeln wollen. Deshalb ist es unser gemeinsames Interesse, mit den Gemeinden, mit der

Landesregierung, mit allen an Strukturverbesserungen Interessierten im Land zusammenzuarbeiten. Das kostet für's erste auch Geld.

Wieviele Genossenschaftsgründungen hatten Sie 2012?

In Vorarlberg drei. Das wird allerdings in den nächsten Jahren deutlich zunehmen.

Gibt es konkrete Projekte für die Zusammenarbeit mit Gemeinden und Land?

Ja, wir haben eine Regionalentwicklungsgenossenschaft ins Leben gerufen, die internationale Fördermittel für kommunale Projekte ins Land bringen soll. Daneben gibt es mittlerweile fünf Projekt- und Strukturgenossenschaften, in denen Gemeinden Vorratsgrundstücke für Betriebsansiedlungen entwickeln können. Das ganze auch mit unserem Kapital. Bei uns sind gerade jetzt Pflege- und Seniorenheime in Diskussion. Natürlich sollten die auch möglichst regional sein, damit die Menschen in ihren angestammten Gebieten bleiben können. In die Richtung sind wir bereit, auch Kapital in die Hand zu nehmen. Das ist eine Investition, die sich langfristig jedenfalls rechnet. Ich erhalte mir die guten Strukturen vor Ort, wo wir als Bank fast ein Alleinstellungsmerkmal haben. Eine internationale Großbank, wie die Bank Austria, wird sich wahrscheinlich nicht in einer kleinen Vorarlberger Gemeinde niederlassen. Da sind wir uns sicher.

Herr Dr. Ortner, ich danke für das interessante Gespräch. ■



Die Langeneggerin Petra Raid gibt ihre Talente im Dorfladen aus.